

**NIEMALS AUFGEBEN**



Hannes Androsch

# NIEMALS AUFGEBEN

Lebensbilanz und Ausblick

Aufgezeichnet von Peter Pelinka

**ecowin**



Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
EOS lieferte Salzer, St. Pölten.

© 2015 Ecowin Verlag bei Benevento Publishing  
eine Marke der Red Bull Media House GmbH, Wals bei Salzburg

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags,  
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung,  
auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche  
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung  
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Gesetzt aus der Sabon

Medieninhaber, Verleger und Herausgeber:  
Red Bull Media House GmbH  
Oberst-Lepperdinger-Straße 11–15  
5071 Wals bei Salzburg, Österreich

Gesamtherstellung: Buch.Bücher Theiss, [www.theiss.at](http://www.theiss.at)  
Printed in Austria  
ISBN 978-3-7110-0068-2

1 2 3 4 5 6 7 8 / 18 17 16 15

# Inhaltsverzeichnis

Prolog .....	7
1. Die frühen Jahre: 1938–1959 .....	11
2. Der junge Politiker: 1959–1970 .....	37
3. Die ersten Ministerjahre: 1970–1975 .....	61
4. Die Trennung: Ministerjahre 1975–1981 .....	101
5. Das Verhältnis Kreisky–Androsch: Notizen eines Zaungastes (Peter Weiser) .....	143
6. Der Bankdirektor: 1981–1988 .....	165
7. Die Fortsetzung der Jagd: 1981–1996 .....	189
8. Berater, Investor, Industrieller: 1989 ff. ....	217
9. Der Citoyen: Von der Bildung bis zum Heer .....	237
10. Ausblick: Die Welt, Europa und Österreich .....	255
11. Der Mensch im Rückblick: Das persönliche Interview .....	263
Epilog	
Was mir wichtig ist: Zehn Empfehlungen für Jüngere ...	289

*Meinen Kindern und Enkelkindern gewidmet*

# Prolog

Ich gehöre der ersten glücklichen Generation an, die den größten Teil ihres Lebensweges in Frieden, Freiheit, steigendem Wohlstand und einigermaßen gesicherter Wohlfahrt gestalten konnte. Meine Generation ist zwar eine, die das »Zeitalter der Extreme«, wie mein Freund Eric Hobsbawm das 20. Jahrhundert charakterisiert hat, in ihren Grundzügen miterlebt hat, aber eben nicht in allen grauenvollen Konsequenzen. Wer wie ich vor 1945 geboren ist, gehört zur Generation, die zwar den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen noch erlebt hat, aber danach ohne Unterbrechung auch den scheinbar unaufhaltsamen Aufstieg Österreichs. Das ist Grund zur Demut und Dankbarkeit. Aber auch ein Grund, sich selbst sowie Alters- und Weggefährten in Form einer rückblickenden Zusammenschau Rechenschaft abzulegen. Und ein Grund, ja eine Verpflichtung, den nachkommenden Generationen persönliche Erfahrungen nahezubringen, aus denen sie ihre eigenen Schlüsse ziehen können. Ich will, dass unsere Kinder und Enkel stolz sind auf die Erfolgsstory der Zweiten Republik und sie verstehen. Wir tragen auch die Verantwortung, den nachkommenden Generationen ähnliche Möglichkeiten zu bereiten.

Es gibt zwei unschöne Dinge im Leben: das Erinnern und das Vergessen. Und es gibt zwei schöne Dinge: Erinnern – und Vergessen. Über meinen Lebensweg spannt sich der Bogen von den Überlieferungen aus der Habsburgermonarchie und ihrem Zerfall im und nach dem Ersten Weltkrieg, dem Bedeutungsverlust des »Staates, den keiner wollte« (Helmut Andics) und dem daraus resultierenden suizidären Bürgerkrieg samt autoritärer Ausschaltung der Demokratie, der Weltwirtschaftskrise, der Nacht des Nazifaschismus, Zweiter Weltkrieg inklusive, bis hin zur Wieder-

auferstehung eines »Staates, den jeder wollte«, eines Österreich, das freier und wohlhabender werden sollte als je ein Gebilde auf diesem Gebiet. Ich habe als Kind die Leiden und die Opfer, die Vertreibungen und die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs mitbekommen, als Jugendlicher die Erholung Österreichs und sein Aufblühen. Ich konnte sein Geschick eine Zeitlang politisch und wirtschaftlich als Finanzminister und Vizekanzler mitgestalten, nicht die schlechteste Periode der Zweiten Republik; dann als Generaldirektor der CA und als Industrieller eine andere wesentliche Rolle spielen; und hoffentlich weiter eine Zeitlang als politischer Mensch, der dazu kein politisches Amt benötigt.

Die Jahrzehnte meines bisherigen Lebens waren auch für mich persönlich höchst bewegt, eine Sammlung zahlreicher Erfolge und mancher Niederlagen, wobei ich mich stets bemüht habe, nie von Triumphen verblendet oder von Resignation übermannt zu werden. Ich kann für mich in Anspruch nehmen, auch in den bittersten Stunden nie aufgegeben zu haben, stets wieder aufgestanden zu sein. Persönliche Eigenschaften, die ihre Wurzeln haben: geprägt von einer glücklichen Kindheit in einer liebevollen Familie, von zahlreichen Jugend- und Studienfreunden, regional stets gut verankert in Wien-Floridsdorf, später im steirischen Ausseerland. Und geistig in den humanistischen Grundwerten der Sozialdemokratie. Verpflichtet den Zielen der Aufklärung, heute aktualisiert: Frieden, Freiheit, Toleranz, Rechtsstaatlichkeit, Demokratie, Achtung der Menschenrechte, der Marktwirtschaft und der sozialstaatlichen Sicherheit und Verantwortung in dem Sinn, dass keiner zurück- oder alleingelassen wird, wenn er Pech hat, aus welchem Grund auch immer. Und verpflichtet jenem weltoffenen Internationalismus, der oft genug kleingeistigem Provinzialismus und opportunistischem Populismus geopfert wurde und wird. Mehr denn je bin ich seit dem Ende des Kalten Kriegs überzeugt: Österreich hat von der trotz aller Rückschläge zunehmenden westeuropäischen Integration enorm profitiert, Europa wird nur dann (s)eine positive Rolle im globalen Konzert spielen



können, wenn trotz aller realpolitisch bedingten Verzögerungen diese Integration auf alle Teile unseres Kontinents ausgedehnt wird – und auf alle Ebenen. Seit 1989 ist mehr als ein Vierteljahrhundert mit großen Umwälzungen vergangen, dramatischen Veränderungen, schrecklichen neuen Gefahren, alles in rasantem, stets noch zunehmendem Tempo. Die folgenden Generationen haben dennoch die gleiche Herausforderung wie die meine: das nächste halbe Jahrhundert für sich und gemeinsam erfolgreich zu gestalten. Unter Berücksichtigung des allzeit gültigen Mottos von Willy Brandt: »Friede ist nicht alles. Aber ohne Frieden ist alles nichts.«

Ich habe viele Gründe, dem Schicksal dankbar zu sein. Und allen, die diesen Weg in unterschiedlicher Länge und Weise ermöglicht haben, Großeltern und Eltern, meiner Gattin Brigitte und meiner Schwester Sonja, meinen Töchtern Claudia und Natascha, ihren Kindern – meinen Enkelkindern Maximilian, Niklas, Clemens und Valerie –, meiner Partnerin Claudia und dem gemeinsamen Sohn Gregor sowie zahlreichen Freunden und Weggefährten aus dem In- und Ausland. Ihr Verdienst kann man erst voll ermessen, wenn sich der Lebensweg durch stürmische Schlechtwetterfronten bewegte. Ihnen allen möchte ich danken und mich entschuldigen, wenn ich sie gekränkt habe. Es mag nicht immer leicht gewesen sein, mich zu begleiten, ich bin wahrlich nicht frei von Fehlern. Zu meiner Entschuldigung bleibt mir nur, mit Pablo Neruda zu sagen: »Ich bekenne, ich habe gelebt!«



# 1. Die frühen Jahre: 1938–1959

Ich wurde am 18. April 1938, einem Ostermontag, in eine wild bewegte Welt hinein geboren, in einem wild bewegten Land: 37 Tage zuvor war Österreich vom nationalsozialistischen Deutschland annektiert worden, die Regierung Kurt Schuschnigg hatte sich dem übermächtigen Diktator Adolf Hitler ergeben. Geschwächt durch interne Auflösungserscheinungen, durch hohe Arbeitslosigkeit, den Druck der Straße, vor allem auch durch die selbst betriebene Spaltung des Landes: Nach dem Bürgerkrieg vom Februar 1934 hatte Schuschniggs Vorgänger Engelbert Dollfuß, dessen christlich-soziale Partei zuvor schon autoritär unter Ausschaltung der parlamentarischen Demokratie seit dem März 1933 regiert hatte, die sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP) aufgelöst und ihre Anhänger in den Untergrund oder ins Exil gedrängt. Auch nach der Ermordung von Dollfuß im Zuge des nationalsozialistischen Putschversuches im Juli 1934 verabsäumten es die regierenden Austrofaschisten, auf die »roten« Erzfeinde zuzugehen und gemeinsam die Chance zu wahren, den Ansturm der Nationalsozialisten abzuwehren und damit das Ende der österreichischen Eigenstaatlichkeit mindestens hinauszuzögern.

Die illegalen Sozialdemokraten wollten wenigstens knapp vor dem militärisch erzwungenen – wenn auch von Teilen der heimischen Bevölkerung begrüßten – »Anschluss« Österreichs an Nazi-Deutschland einen versöhnlichen Handschlag versuchen: Bei ihrer geheimen »Vertrauensleutekonferenz« im Floridsdorfer Arbeiterheim am 7. März 1938 (auch mein Vater war Teilnehmer) beschlossen sie, die von Schuschnigg angekündigte Volksabstimmung für die Unabhängigkeit Österreichs trotz ihrer eigenen Unterdrückung zu unterstützen.

Bekanntlich ist es dazu nicht mehr gekommen: Fünf Tage später marschierte die deutsche Wehrmacht ein, Hitler ließ sich wieder drei Tage später, am 15. März, am Heldenplatz unter dem Jubel Tausender Österreicher triumphal feiern, während Tausende andere besorgt daheim saßen und weinten und sich wieder Tausende andere auf dem Weg in Gefängnisse und Konzentrationslager befanden. Allein zwischen dem Tag des »Anschlusses« Österreichs an Hitler-Deutschland und dem 10. April, dem Tag der inszenierten positiven Volksabstimmung darüber, wurden – wenn sie sich nicht gerade noch in die Emigration retten konnten – 76.000 oppositionelle Österreicher von der Gestapo festgenommen, 360.000 von jeglicher Wahl ausgeschlossen, ab 1. April rollten die ersten Züge mit Österreichern in das KZ Dachau. Wer von den 58.000 Angehörigen des österreichischen Bundesheeres den Fahneneid auf Hitler verweigerte, wurde gleich hingerichtet.

## Die sozialdemokratisch geprägte Familie

Schon zuvor haben diese Entwicklungen in meiner sozialdemokratisch geprägten Familie ihre tiefen Spuren hinterlassen. Sowohl mein Vater Johann (Hans), Jahrgang 1903, als auch meine Mutter Julia (Lia), Jahrgang 1912, wurden in Wien geboren. Sie hatten mährische und auch böhmische Wurzeln. Mütterlicherseits lassen sich die Wiener Wurzeln bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurückverfolgen. Meine aus Mähren gekommenen Großeltern haben ihre kleinen Ersparnisse mit der Kriegsanleihe des Ersten Weltkriegs verloren, aus ihren Erzählungen habe ich die Probleme von Weltwirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit kennengelernt. Sie zählten zu den Anhängern Victor Adlers, des Arztes und Parteigründers der österreichischen Sozialdemokratie. Ein Urgroßvater war bei deren von berittener Polizei gewaltsam aufgelöster ersten Arbeiter-Demonstration am 1. Mai 1890 im Wiener Prater dabei,

mein Großonkel, der Konsum-Direktor Georg Sailer, kandidierte 1913 noch für den Reichsrat und war in der Ersten Republik von 1922 bis 1930 sozialdemokratischer Abgeordneter zum Nationalrat für das Burgenland. Also bin ich in der vierten Generation sozialdemokratisch sozialisiert.

Er war es auch, der seiner Nichte Lia Sailer, meiner späteren Mutter, 1932 eine Anstellung bei der eigentlich »schwarzen« Wiener Molkerei WIMO vermitteln konnte. Deren Filialen in der Windmühlgasse und in der Liechtensteinstraße leitete sie bis 1937, dort vertrieb sie nicht nur Milch, sondern auch »unter der Budl« die verbotene, aus Tschechien nach Österreich geschmuggelte »Arbeiter-Zeitung«, das frühere Zentralorgan der SDAP. Zuvor hatte sie, Tochter eines Schlossers bei der Straßenbahn, das Kindergartenseminar besucht und unter anderem Vorlesungen der heute weltberühmten Psychologen Alfred Adler und Charlotte Bühler verfolgt. Kindergärtnerin konnte sie aber nur ein Jahr in einem Hort der Kinderfreunde sein, dann musste der Hort aus finanziellen Gründen geschlossen werden. Daneben nahm sie an der Wiener Urania Schauspielunterricht und konnte mit einigen Engagements ihr kleines Einkommen aufbessern.

## Die Eltern

Bei solch einer Aufführung anlässlich des 100. Todestages von Franz Schubert lernte sie im November 1928 als 16-Jährige meinen Vater kennen und lieben. Lia spielte in einem von einer Freundin verfassten Stück über Schubert eine griechische Göttin, der neun Jahre ältere Fünfhauser Kinderfreunde-Funktionär Hans Androsch einen Lebzelter. Aufgrund einer Rückgratverkrümmung war er nur etwas größer als eineinhalb Meter, die Behinderung bescherte ihm zusätzlich eine Herzschwäche, an der er 1965 schließlich verstarb. Er hatte die Handelsakademie absolviert und war als Prokurist bei einer Textilhandelsfirma tätig. Zu

seinem Leidwesen konnte er das begonnene Welthandelsstudium nicht beenden, umso mehr war es ihm ein Anliegen, dass dies sein Sohn tun möge.

Meine späteren Eltern kamen einander rasch näher, auch familiär: Lias Onkel Georg Sailer vermittelte auch Hans Androsch eine Stelle, diesmal – politisch passend – beim »roten« Konsum. Lia wiederum half beim Hausbau der künftigen Schwiegereltern auf einem Grundstück an der Gerasdorfer Straße, ebenso im Bezirk Floridsdorf – heute Donaustadt – gelegen wie ihre kleine elterliche Wohnung in einem Straßenbahnerhaus in der Wagramer Straße.

Am 28. Dezember 1933 wurde geheiratet, natürlich »nur« standesamtlich im Wiener Rathaus. Meine Mutter – ihr Vater Rudolf Sailer war als Atheist bei den Freidenkern – hatte die katholische Kirche aus Protest gegen deren politische Ausrichtung verlassen, mein Vater war nie gläubig. Beide traten bald darauf wie viele andere Sozialdemokraten der altkatholischen Kirche bei, im Ständestaat war speziell in einem »christlich-sozialen« Unternehmen wie der WIMO generelle Konfessionslosigkeit nicht gern gesehen. Sie hatten das Glück, noch vor den Februartkämpfen eine Gemeindewohnung im Speiserhof nahe dem Wasserpark an der oberen Alten Donau zu bekommen, ein Musterexempel für das 60.000 Wohnungen umfassende Erfolgsprogramm des »Roten Wien«. Es war eine von zahlreichen Wohnungen, die 1934 von der Artillerie des Bundesheeres beschossen und schwer beschädigt wurden – ein Schock, ebenso wie die zeitweilige Verhaftung des Vaters von Lia, die Hinrichtung eines seiner Freunde sowie die Tatsache, dass der verwundete Schutzbund-Gruppenführer Karl Münchreiter auf einer Bahre zum Galgen getragen und justifiziert wurde.

## »Onkel Gusti«

In der Folge erlitt mein Vater zweimal eine Lähmung. Sie wurde ursprünglich als Multiple Sklerose behandelt. Die schlimme Diagnose bestätigte sich erfreulicherweise nicht, mein Vater musste aber aus diesen gesundheitlichen Gründen seine Stelle beim Konsum aufgeben und ließ sich zum Steuerberater ausbilden. Die eigene Kanzlei konnte er freilich erst 1941 als »Helfer in Buchführungs- und Steuerfragen« eröffnen. Behandelt wurde er vom Arzt Gustav Steiner, dessen Eltern in der Floridsdorfer Hauptstraße ein kleines Geschäft betrieben, ehe sie in ein KZ gebracht und dort getötet wurden. Meine Großmutter konnte ihnen davor noch gelegentlich Lebensmittel bringen. Gustav Steiner selbst konnte 1938 als Jude gerade noch mit seiner Frau nach England emigrieren.

Nach ihrer Rückkehr entwickelte sich zwischen beiden Familien wieder eine enge Freundschaft. »Onkel Gusti«, der später in meinem Steuerverfahren eine wesentliche Rolle spielen sollte, gründete mit meiner Mutter nach dem Tod ihrer beiden Partner eine Wohngemeinschaft in der Gerasdorfer Straße. Sein Dienst in der Habsburger-Armee hatte ihn sehr geprägt: Anlässlich einer Geburtstagsfeier für meinen Großonkel bat er den Kapellmeister der Blasmusik zu sich, gab ihm ein großzügiges Trinkgeld, ließ ihn den Kaiserjägermarsch spielen und legte die Hände an die Hosennaht, dabei kullerten ihm einige Tränen über die Wangen. Als ich ihn später dazu befragte, erklärte er: »Ich war zwar bei der Akademischen Legion des Schutzbundes. Aber ich habe im Ersten Weltkrieg dem Kaiser die Treue geschworen, die werde ich bis zum Lebensende halten.« Und dann sarkastisch: »Ich war mein ganzes Leben lang ein Schwein, zuerst für die Italiener ein österreichisches, dann für die Nazis ein jüdisches, dann im englischen Internierungslager ein deutsches.« Jedenfalls kehrte er mit seiner Frau nach Ende des Krieges nach Wien zurück, beide nahmen ihre ärztliche Tätigkeit wieder auf.

## Die Geburt

Ich wurde im inzwischen aufgelassenen Brigittaspital nahe dem Höchstädtplatz geboren, meine Schwester Sonja folgte 1944 in Piesling an der Thaya in Mähren. Meinen Vornamen Hannes verdanke ich nicht nur meinem Vater, sondern auch Hannes Schneider, dem damals verehrten »Skikönig« vom Arlberg – meine Eltern waren von seinem Film »Sonne über dem Arlberg« begeistert. Zufall oder nicht: Lech am Arlberg zählt bis heute zu meinen winterlichen »Lebensmittelpunkten«, den ich mindestens einmal jährlich – inzwischen meist öfter – besuche. Ein zweiter ergab sich mit meinen Eltern: Erstmals fuhren sie mit mir 1942 nach Altaussee ins steirische Salzkammergut, heute mein zweiter Hauptwohnsitz. Auch meine Schwester, bis zu ihrer Pensionierung Verwaltungsdirektorin der Heilanstalt für Alkoholranke in Kalksburg, besitzt dort ein Haus, es war auch das meiner Mutter bis zu ihrem Tod 2010. Mit Sonja habe ich mein ganzes Leben eine enge Beziehung, ich dürfte mit sechseinhalb Jahren Altersunterschied doch ein netter großer Bruder sein. Ein einziges Mal habe ich ihr eine körperliche Tortur angetan: Sie hat mich irgendwie sehr geärgert, ich wusste nicht, was tun – man konnte doch ein kleines Mädgl nicht schlagen. Ich biss ihr in den Popo, sie lief schreiend zu Eltern und Großeltern. Natürlich bekam dann auch ich meinen Teil ab.

*»Trotz oder gerade wegen des Altersunterschiedes von mehr als sechseinhalb Jahren hatten und haben wir ein ungebrochen gutes geschwisterliches Verhältnis. Er hat als großer Bruder stets auch bei meiner Entwicklung mitgeredet. Dass unser Vater nicht normal gewachsen war, war nie ein Thema daheim, zu Hause war er die dominante Person ... Wie stark unsere Mutter war, haben wir erst gemerkt, als er schwerkrank wurde und natürlich nach seinem Tod ... Ich wurde als Nachfolgerin von Erich Schmidt, dem späteren Minister, Ob-*



*frau einer Gruppe bei den Mittelschülern, die Fraktionskämpfe bei den Studenten hab ich nur vom Hannes mitbekommen. Rechts gegen Links, das hieß für uns: Androsch gegen Fischer ... Der Vater war schon sehr ehrgeizig und hat den Hannes extrem gepusht. Einmal hat er ihm gesagt: Der Fischer hat schon wieder einen Artikel veröffentlicht, warum veröffentlichst du keinen?«*

*Sonja Schneider, Jahrgang 1944, Schwester, später unter anderem Verwaltungsdirektorin der Krankenanstalt Kalksburg*

## Vaters Behinderung

Vaters Behinderung bekam auch ich später immer wieder indirekt zu spüren, direkt zu hören, Kinder können grausam sein: Einmal habe ich einem älteren Buben, der zwei Köpfe größer war als ich, einen großen Stein in den Rücken geworfen – das hätte böse ausgehen können, für ihn wie für mich. Er hatte meinen Vater einen »buckligen Maikäfer« genannt. Dieser war trotz oder gerade wegen seiner Behinderung sehr strukturiert und zielstrebig. Ich habe von meinem Vater eine einzige Ohrfeige bekommen, weil ich »vorlaut« war, es ging um eine Nebensächlichkeits. Tags darauf habe ich mich entschuldigt, aber dazugesagt, ich fühle mich nicht schuldig. Daraufhin ist mein Vater in Tränen ausgebrochen. Eine völlige Ausnahme, sonst wurden Konflikte anders ausgetragen.

## Mutters Stärke

Natürlich wurde meine Mutter immer mehr zur starken Persönlichkeit in der Familie, je schlechter es meinem Vater gesundheitlich ging. Ihr Einfluss scheint mir heute im Elternhaus deutlich stärker gewesen zu sein, aber das mag auch daran liegen, dass sie meinen Vater um 45 Jahre überlebt hat. Meine Mutter muss mei-

nen Vater sehr gern gehabt haben, schließlich hat sie ihn trotz seiner körperlichen Behinderung und der Skepsis ihres eigenen Vaters geheiratet. Sie war sicher strenger als er, fast so streng wie die Mutter meines Vaters, die bis zu ihrem Tod 1951 in unserem gemeinsamen Haus lebte. Die Großmutter war sehr sparsam, ist daheim oft in geflickten Kleidern herumgelaufen, hat aber darauf geachtet, dass man immer gut gekleidet aus dem Haus ging. Bürgermeister Karl Seitz sei der bestangezogene Mann von Wien gewesen, daran hätte man sich zu halten. Das predigte meine Oma mir, ähnlich meine Mutter meinem Vater. Diese Predigten wirken bei mir heute noch nach.

1941 waren meine Eltern aus der kleinen Gemeindebauwohnung nahe dem Wasserpark in der Freytaggasse mit den Eltern meines Vaters in das größere Haus in der Gerasdorfer Straße gezogen, das bis dahin vermietet war. Dort lauschte mein Vater, untauglich für den Krieg, dem Schweizer Radiosender Beromünster, ein für die Nazis schweres Verbrechen. Er verfolgte nach diesen Meldungen auf einer großen Landkarte den Frontverlauf des Krieges in Europa, die anfänglichen Erfolge und dann die vorhersehbare Niederlage des Dritten Reiches. Ich erinnere mich auch noch daran, dass meine Mutter ganz aufgeregt mit der Meldung über das Ende der Schlacht um Stalingrad ins Wohnzimmer gekommen ist, im Februar 1943, da war ich knapp fünf Jahre alt. Das alles war schon allein gefährlich – noch gefährlicher war, dass mein Vater Franz Plösch, einen Bekannten aus der Siedlung, warnte, allzu konkret die schrecklichen Erlebnisse zu schildern, die er als Chauffeur für die SS in Polen mitbekommen hatte.

Ich war natürlich von der antinazistischen Einstellung meiner Eltern geprägt, erkannte aber als fünfjähriges Kind nicht die volle Tragik der Entwicklung. Im Gegenteil: Ich hatte mir angewöhnt, stets laut mit »Heil Hitler« zu grüßen, wenn an unserem Haus in der Gerasdorfer Straße Soldaten der Wehrmacht vorbeimarschierten. Dieser »Zauber der Montur« wurde mir aber bald ausgerechnet von einem Hitlerjungen ausgetrieben: Er zwang

mich unter Zuhilfenahme seines Dolches, Erde und Gras zu schlucken – eine lehrreiche Erniedrigung, spätestens ab da war ich vor jeder autoritären Verlockung gefeit. Diese Konsequenz entsprach völlig der Tradition meiner Familie: In ihr gab es keine Austrofaschisten, keine Nationalsozialisten, keine Kommunisten. Ihre Sympathie für die Sozialdemokratie hat sich voll auf mich übertragen: Sie war im vergangenen Jahrhundert mit seinen zwei Weltkriegen und zahlreichen autoritären Systemen die einzige politische Bewegung in Kontinentaleuropa, aus der sich nie eine Diktatur entwickelt hat.

Ab Sommer 1944 wurden die alliierten Luftangriffe häufiger und gefährlicher. Meine Mutter war mit meiner Schwester schwanger und wir fuhren im Herbst zu unserem Schutz ins süd-mährische Piesling, einen kleinen Ort nahe der damals »ostmärkischen« Grenze, wo der Bruder meiner Großmutter väterlicherseits einen Bauernhof besaß. Ich mochte den Ort: Bereits die Jahre zuvor hatte ich mich immer wieder als kleiner Bauer verstanden und versucht. Einmal wurde es für mich dramatisch: Im Herbst 1943 fiel ich in den Feuerwehrrteich. Wie ich als Nichtschwimmer herauskam, ist mir bis heute nicht ganz erklärbar. Jedenfalls versteckte ich mich durchnässt und geschockt, bis ein Nachbar vorbeikam und meine Eltern alarmierte: »Euer Bub steht triefend da draußen.« 1944, nach der kurzen Einschulung in der Wiener Brünner Straße, durfte ich das erste verkürzte Schuljahr in Piesling absolvieren. Der Direktor war ein SA-Mann, der seine Gesinnung vor allem an den Schülern demonstrierte, indem er sie mit Weidenruten schlug. Später ereilte ihn die von mir damals als gerecht empfundene Rache der Geschichte: Während der Vertreibung der Deutschsprachigen aus Südmähren wurde er von tschechischen Gendarmen mit einer Hundepeitsche geschlagen.